

apela a la soberanía de la muerte (la guillotina), a la que quedan sometidas, en última instancia, tanto monarquía como república.

El octavo y último capítulo del libro, “Revolution und Verschwörung”, recapitula y fusiona algunos de los temas que han ido apareciendo a lo largo de los diferentes análisis y tiene como principal objeto de estudio la conjuración. La guerra civil determina la lógica que convierte la promesa de la emancipación de la humanidad en el infierno del Terror: el contrato social se transforma en el juramento que prestan los revolucionarios contra los supuestos conjurados, y que, al convertir la revolución en una “contraconjura”, se revela como el único medio posible para (re)crear al pueblo, una vez más, como una figura unitaria. Meyzaud analiza no sólo el drama de Büchner sino también los discursos reales de Robespierre y Saint-Just para estudiar cómo el enemigo interior pasa a ocupar el puesto que antes le correspondía al rey. Centrándose de nuevo en Michelet, la autora muestra cómo su relato hace de los jacobinos aquella fuerza que supo sacar rédito político del miedo revolucionario a las fuerzas del Antiguo Régimen, puesto que fueron capaces de traducir el exorcismo del pasado en una conjuración del tiempo contra los vivos.

El completo y denso libro de Maud Meyzaud es, sin lugar a dudas, un trabajo que hay que celebrar. Destacan su solidez intelectual a la hora de abordar un tema difícil e interesante (siempre que tiene ocasión no duda en extraer conclusiones relacionadas con la actualidad y en señalar la pervivencia de las problemáticas tratadas) y su capacidad para combinar con maestría las más diversas herramientas teóricas: desde la ciencia política (Claude Lefort, Antonio Negri) a la filosofía (Jacques Derrida, Philippe Lacoue-Labarthe, Jean-Luc Nancy, Jacques Rancière), pasando por la retórica, la teoría del teatro y los estudios culturales. Es preciso alabar también el estilo ameno y claro en el que está escrito, y que facilita la comprensión, haciendo que el lector pueda seguir en todo momento el hilo de una argumentación no siempre sencilla. Se trata, en definitiva, de una lectura en sumo grado atractiva para todos aquellos interesados en la relación de la literatura con la política, la historia y la filosofía.

Santiago SANJURJO DÍAZ

NYADA, Germain: *Kindheit, Autobiographik und Interkulturalität: Ein Beitrag zur sprachübergreifenden und (kon-)textorientierten Literaturtheorie*. Berlin: Lit Verlag 2010. 259 S.

Der zurzeit an der Concordia University (Montreal/ Kanada) tätige Kameruner Germanist liefert uns einen der wichtigsten literaturtheoretischen Beiträge zur Gegenwartsdiskussion über das Thema „Kindheit, Autobiographik und Interkulturalität“. Anders als seine Vorgänger ambitioniert Nyada einen Vergleich von Literaturen, welche die dem Titel innewohnende thematische Trias einbezieht. Wenn es deutlich wird, dass der Beitrag im Rahmen eines sprachübergreifenden und (kon-)textorientierten Literaturtheorie gedacht wird, so fällt auf, dass sein Autor theoretische Überlegungen den Werkanalysen voranstellt, um seinen methodologi-

schen Ort präziser zu machen. Konsequenter wählt Nyada ein repräsentatives Forschungskorpus, bestehend aus autobiografischen Werken französischsprachiger afrikanischer Autoren (Camara Laye, Jean-Martin Tchaptchet) und deutschsprachiger europäischer Autoren (Elias Canetti, Yeşilöz).

Im ersten und zweiten Teil der Monographie, die der Begriffsklärung gewidmet ist, beschäftigt sich der Autor mit dem Unterschied zwischen Kindheitstexten und anderen autobiografischen Texten, mit dem westlichen Selbstverständnis einer afrikanischen Autobiografie sowie mit der Konstellation zwischen Kindheitstexten und Autobiographien. Wenn der Autor interkulturelle und multikulturelle Erfahrungen der Verfasser der untersuchten Werke Fundamente und Fermente einer intendierten Autobiographik und speziell von Kindheitstexten bilden, so schreibt er seine Untersuchung keinesfalls in einer orthodoxen Definition der Autobiographie ein, die einer Dichotomie von Oralität und Individualität darlegt. Jene theoretische Orthodoxie will ja, dass die in der Literaturtheorie gängige Erfassung afrikanischer Autobiographik entweder als Ergebnis einer Nachahmung westlicher Kanons bleibt, oder durch ihre Kulturspezifität absondern lässt (Gusdorf, Mouralis, Olney).

Auch wenn diese westliche Definition einer afrikanischen Autobiographik in der Forschung befragt oder unkritisch übernommen wird, so gibt sich Nyada keineswegs mit einer der beiden Positionen zufrieden. Das Novum in Nyadas theoretischem Ansatz besteht darin, die Fundierung der Autobiographik in ihren Kulturkomponenten in Frage zu stellen und sich zu fragen, ob und inwiefern ein derartiges theoretisches Postulat sinnvoll ist. Um die gängige und dominante These zu verfechten, gründet Nyada seine theoretischen Thesen auf globalen Einflüssen, nämlich der Translokalität und der Dynamik von Kulturen. So weist er die Erfassung westlicher Autobiographik durch die Kategorie „Individualität“, und die der afrikanischen Autobiografik durch die Oralität sowie die Repräsentativität und die Gemeinschaftsorientiertheit zurück. Die Reduzierung des autobiografischen Schreibens und Verstehens auf essentialistische Kategorien (Herkunft, Kultur) übersieht den westlichen und globalen Kontext, in dem sie entstehen. Ausgehend von diesen theoretischen Defiziten legitimiert der Autor sein Erkenntnisinteresse ebenso wie seinen Vergleich von Literaturen (afrikanischen und europäischen bzw. deutschsprachigen). Sein Ziel besteht darin, nachzuprüfen, ob und inwiefern die oben genannten Thesen, die von einigen afrikanischen und europäischen ForscherInnen vertreten sind, stichhaltig und glaubwürdig sind.

Dass Nyadas Monographie ohne weiteres in den Interkulturalitätsdiskurs und besonders in den Kontext der Postmoderne und des Poststrukturalismus einzuordnen ist, wobei eine Vielfalt kultureller Erfahrungen und Identitäten die literarische Produktion ausgewählter Autoren prägen, zeugt von der Einbeziehung globaler Prozesse in die Schriften derselben Autoren. Auch die Macht des schreibenden Subjekts nährt sich von seiner Fähigkeit, seine interkulturellen Erfahrungen jenseits allen Verdachts zu manipulieren und zu verarbeiten.

In Anlehnung an Maurice Halbwachs' Verbindung der individuellen und kollektiven Identität, der ein dynamisch gedachter und adaptionsfähiger Kulturbegriff zugrunde liegt, legt Nyada die These nahe, dass eine interkulturelle Situatio-

nen erzeugende Interaktion zwischen Kultursystemen besteht, aus denen auch Kindheitstexten hervor wachsen. Gegenüber einer Vielfalt von methodologischen Ansätzen, die eine interkulturelle Literaturwissenschaft zu fundieren beabsichtigen, rennt der Autor keine offenen Türen. Vielmehr zieht er Halbwachs' Theorie der Verzahnung von individuellen und kollektiven Gedächtnisstrukturen, Norberts Ndong's Postulat einer im Vergleich von Literaturen liegende Interkulturalität ab. Norbert Mecklenburgs Ansatz einer Interkulturalität, die der Inszenierung thematischer und sprachlicher Aspekte der Kulturbegegnungen oder Kulturkonflikte ebenso wie Carmine Chiellinis Verankerung der Interkulturalität in Überlagerungen, Diffusion und Konflikten unterschiedlicher Kulturen oder Texte mit globalisierungsrelevanten Fragen und schließlich Schultes Postulat einer Interkulturalität, die auf den planmäßigen Austausch von Produkten und Repräsentation typischer Kulturbereiche gründen, stellen einige bahnbrechende Postulate, die herangezogen werden, um den komparatistischen Ansatz des Autors zu legitimieren.

Im dritten Teil der Arbeit nimmt Nyada Kindheitstexte der ausgewählten Autoren als „Variante interkultureller Literatur“ (S. 68-91). Dass er hierbei die soziokulturelle Positionierung der Autoren, die Entstehungskontexte sowie das Schreibverfahren der Autoren heranzieht, um das interkulturelle Potenzial ihrer Texte herauszuarbeiten, zeugt davon, dass die Interkulturalität erst sowohl im Text als auch im Kontext gesucht wird. Nyada geht der Frage nach den Verhältnissen zwischen „Kindheit“ und „Alterität“ nach. Die Kindheitsliteratur oder die Kindheit im Allgemeinen, so Nyada, stellt ein beliebtes Thema der Weltliteratur und somit ein Reservoir interkulturellen Schreibens. Die Kindheit gelte insofern als „Alterität und Fremdheit“ (S.77).

Die Kindheit wird als Alterität darum geschrieben, weil sie eine distanzierte Selbstthematisierung in zeitlicher und räumlicher Hinsicht betrachtet wird, die frühere und gegenwärtige Identitäten gegenüberstellt und verfremdet. So verweist Nyada auf eine Alteritätsfigur, die sich von bisher betonten Alteritätsdiskursen (rassische, geschlechtliche und kulturelle) unterscheidet und die eher dem Gadamer'schen Alteritätskonzept nahe steht. Kindheitsdiskurs ist zunächst ein Alteritäts- und Fremdeitsdiskurs, so Nyada, deshalb, weil er aus einer Perspektive des Erwachsenen artikuliert wird und sich der Utopie nähert. (S.78-79). Dies zeigt der Autor durch die Untersuchung der Themakonstellation „Kindheit, Literatur/Schreiben und Interkulturalität“ (S. 81-91). Er analysiert Tchaptchets *La Marseillaise* als Replik auf den durch Diskriminierung, Stereotypisierung, Stigmatisierung geprägten französischen Kolonialismus und zieht den durchaus vertretbaren Schluss, dass sein Autor tatsächlich die in damaligen Schulen herrschende Hierarchisierungspraktik, der zufolge sich ethnozentrische Gesten und ihre Gegenteile herauskristallisieren, in Frage stellt. Hier überlappt sich die rassische und die soziale derart, dass ein Anspruch auf Differenz in Frage kommt. Auch wenn Nyada hierbei von der Differenz spricht, dann wird deutlich, dass die koloniale Praxis in Schulen eine Alteritätsfigur erzeugt, die die Kinderperspektiven ver- und entfremdet. Anders als Tchaptchets *La Marseillaise* problematisiert Yeşilöz' *Steppenruetenpflanze* die soziale Ungleichheit türkischer Behörden gegenüber kurdischen

Schülern. Canettis Inszenierung der Interkulturalität in *Die gerette Zunge* geht in die Richtung einer Darstellung der Alteritätsfrage aus der Sicht der Kinder. Das erzählende Ich setzt sich dem „differenznegierenden Erwachsenen“ entgegen (S. 83). Das subversive Verhalten des Ich, seine Ironisierung der Kriegsbegeisterung durch die Wiener Menge, schafft nicht nur die Sympathie des Lesers dafür, sondern und stärker noch suggeriert, dass er seiner politischen Aktion bewusst ist und dass sich „eine Adressierung der Erwachsenenwelt“ vollzieht (S. 84-85).

Die ethnorelative Haltung des Kinds wird ebenso wie in den Werken von Tchaptchet und Yeşilöz deutlich. Diese Ethnorelativität erweist sich als gemeinsame Alteritätsfigur und fungiert mit der Heterodoxie und Ausweichung. Nyada stellt fest, dass bei Tchaptchet und Yeşilöz die „etablierte hierarchische Gesellschaftsordnung der Erwachsenen“ nicht eben kritisiert wird, sondern eher, dass ihr ausgewichen wird.

Nyada beschäftigt sich in einem vierten Teil mit autobiographischen Textformen, mit der Transgenerizität und der Interkulturalität (S. 93-120). Wenn er diese autobiografischen Formen diskutiert, dann ist sein nächstes Ziel zu erkunden, ob und inwiefern die untersuchten Texte zu einer der Formen gehört, oder aber auch eher synkretistische Züge aufweisen. Gerade diese Archäologie gestattet dem Autor, sich für die zweite Variante zu entscheiden. Die im Anschluss an den Romanisten Josias Semujangas und Derridas Kategorie der Transgenerizität eignet sich zur Bezeichnung der Genvermischung. Im Grunde wäre der Autor zum selben Schluss gekommen, hätte er Bachtins und Gerard Genettes Literaturtheorien oder etwa die Literatur- und Kunsttheorie der deutschen und europäischen Avantgarde (Montage- und Collage), Renate Lachmanns Intertextualitätstheorie herangezogen.

Die Spezifik von Nyadas Rekurs auf diese Kategorie besteht darin, sie auf das Genre „Kindertexte“ anzuwenden und somit aus dem Teufelskreis jener Puristen, die unbedingt Untergattungen der Autobiographie trennen wollen, herauszukommen. Dass dadurch einen Schritt vorwärts in der literarischen und symbolischen Kommunikation getan wird, ist kaum anzuzweifeln. Interkulturalität deckt darum nicht nur thematische Momente, sondern und stärker noch auch sprachliche und Gattungsmomente, zumal die Vermischung, von der Nyada spricht, tatsächlich hybride bzw. synkretistische Prozesse deckt.

In dem fünften Teil untersucht Nyada die Beziehungen zwischen Erzähltechniken, Intertextualität und Interkulturalität (S. 121-153). Zunächst untersucht er die sogenannten Merkmale der afrikanischen und europäischen Autobiographie: Die Gemeinschaftsorientiertheit, welche die Repräsentativität des Erzählmediums ausmacht zum einem, und orale Schreib- und Erzähltechniken zum anderen. Aus der Untersuchung der ausgewählten Werke geht deutlich hervor, dass diese Charakteristiken keineswegs „als Exklusivitäten afrikanischer Texte“ sind (S. 131). Nyada weist nach, dass es einen kontinuierlichen Dialog zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit gibt und dass derartige Eigenschaften eher sprach-, kultur- und grenzüberschreitend sind (S. 127). Hilfreich hierbei wäre ein Rekurs auf Walter Ongs oder Zumthors Theorien der Oralität gewesen. Mit Sicherheit könnte man dadurch den theoretischen Gegensatz zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit

Die Untersuchung der Perspektivität, der Fokalisierung und der Polyphonie dient dazu, aufzuzeigen, dass derartige Erzähltechniken bei den Autoren fruchtbar gemacht werden. Man könnte dem Autor vorwerfen, die gemeinten Erzähltechniken in ihren post-modernen Kontext nicht eingebunden zu haben oder die Multifunktionalität derartiger Erzähltechniken herauszuarbeiten. Doch das, worauf er angedeutet, bleibt unanfechtbar und plausibel. Die Frage der Repräsentativität, die Nyada zu Recht erzähltechnisch angeht, wird durch die Reproduktion des fremden Worts noch komplexer. Sie bezieht die Gegenwartsdiskussion über die Poetik und die Poetologie der Stimme, die im Rahmen der Ästhetik, einer Ethik und einer Epistemologie der Repräsentativität (Vorstellung und Vertretung) die Frage der Berechtigung, der Autorität, der Macht und des Rechts umfasst. Diese komplexen Fragen interessieren den Autor, vielleicht, weil er sie zielstrebig und kontextgebunden behandelt.

Im sechsten Kapitel wird „Multikulturalität und Vermittlung eines interkulturellen Gedächtnisses“ untersucht (S. 159-182). Ausgehend von der These, nach der Herausarbeitung interkultureller Gedächtnisformen erzählender Ichs veranschaulicht der Autor „Vermittlungsformen des interkulturell geprägten Gedächtnisses“ und legt ebenfalls die These nahe, dass derartige Gedächtnisformen durch multikulturelle Sozialisationsfelder geprägt und modelliert werden. Das Bewusstsein der Hybridität konkurriert eben mit dem des authentischen Selbst, mit der Kritik am Eigenkulturellen und am Fremdkulturellen, ja mit der Konfrontation des Lokalen mit dem Globalen.

Das letzte Kapitel von Nyadas Monographie thematisiert „Kulturbegegnungen als Bereicherung des Selbst“ (S. 183-224). Kulturbegegnungen werden zunächst als Erinnerungen, in denen das erzählende Ich dem Fremden als Gefahr für die Eigenkultur betrachtet. Sie werden dann als Erinnerungen wahrgenommen, in denen „jedes fremdkulturelle Element als der eigenen Kultur Unterlegenes“ wahrgenommen wird (S. 184). Die letzte Begegnung mit dem Fremden stellt sich als Aufwertung desselben dar. Derartige Erinnerungen, so Nyada weiter, werden ins Gedächtnis gerufen. In Anlehnung an Bennetts interkultureller Sensitivität unterscheidet der Autor zwischen der ethnozentrischen und der ethnorelativen Phase, sowie die Ablehnung der Differenz, die Verteidigung und der Minimierung von Differenzen, die Adaptation und Integration von Differenz. Das vierte Modell ergibt sich aus Simo vier Modellen der Fremderfahrung (Distanz und Integrationsverweigerung, Integrationsbereitschaft und Hybridität, ironischer und spielerischer Umgang mit tradierten Diskursen der Hierarchisierung (S. 185). Layes Kindertext problematisiert die Gefahr der Industrialisierungs- und Modernisierungserfahrung in Afrika, weil er nach dem Authentischen sucht. Tchaptchets *La Marseillaise de mon enfance* stellt die französische Assimilationspolitik in Frage. Die Bereicherung des Fremden wird dort deutlich, wo Elemente der französischen Kulturelemente aufgenommen, adaptiert und umstrukturiert werden (S. 191). Die Ambivalenz auf Seiten der Kolonisatoren und der Kolonisierten führe zur bilateralen Ethnorelativität, die nicht darlegt, ob die eine Kultur nur die andere duldet oder nicht (S.195).

Yeşilöz geht es darum, der türkischen Autorität, Homogenisierung, Entfremdung, Mechanisierung und Hegemonie Widerstand zu leisten und die kurdische Weltanschauung wiederaufzuwerten. Ferner untersucht Nyada „das Differente als der eigenen Kultur Unterlegenes“ (S. 205-214). Nyada zeigt, dass das Differente auch innerkulturell wahrzunehmen ist, sei es in Form der Opposition zwischen Stadt und Dorf (Laye), wobei die Überlegenheit des in modischer Hinsicht anscheinend überlegenen Stadtbewohners deutlich wird, sei es in Form von jener Arroganz, die die Besetzung von Spitzenpositionen erklären (Tchaptchet), oder aber auch durch die Allianz zwischen der neokolonialen Bourgeoisie und neuen einheimischen Eliten. Diese Ausgrenzungsmechanismen lassen sich durch asymmetrische Verhältnisse unter existierenden Subkulturen, Religionen, Sprachen, Erdteile oder Ethnien rechtfertigen (Yeşilöz, Tchaptchet, Canetti, Laye).

Anhand dieser Kategorien kann das erzählende Ich, um einen Julia Kristevas Ausdruck zu verwenden, seinen Fremden konstruieren, so dass in der Eigenkultur eine Hierarchie der Fremdheit gängig ist, der eine von außen induzierte Fremdheit hinzukommt. Nyadas Monografie schließt mit dem Vorschlag der Multikulturalität und der pluralen Identität als Modelle. Sie werden durch bestimmte Figuren vertreten, die die Macht der Multilingualität, der vielfachen Kodierung besitzen und deren Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Kultursystemen etabliert ist (S. 215-221). Nyadas Monographie trägt einen innovativen Charakter, in einer interkulturell gedachten Komparatistik, die einander fremde Literatur zum Vergleichsobjekt hat und einen integrativen und keine fragmentären Vergleich, wie man bisher in manchen Abhandlungen der vergleichenden Literatur beobachtet.

Pierre KODJIO NENGUIÉ

PÉREZ DE HERRASTI, Natalia: *Gramática de la cultura (I). Estilos de conversación. Teoría y prácticas a través de textos, imágenes y tareas*. Norderstedt: Books on Demand 2010. 140 pp.

Con respecto al método de enseñanza que se debe implementar en una clase de lengua extranjera, la clásica puja se dio sobre cuánto del método gramatical y del comunicativo debe utilizar el docente. Mientras que el primero busca que el alumno aprenda la lengua fundamentalmente a partir de un trabajo reflexivo sobre herramientas gramaticales, el segundo propone un aprendizaje –más que nada por repetición– en contextos comunicativos reales. Este debate, lejos de estar concluido, sigue generando intensas discusiones entre profesores.

Frente a este dilema, Natalia Pérez de Herasti da una vuelta de tuerca a la segunda corriente y propone para el alumno un texto complementario al contexto de la clase en el que se esbozan las “particularidades” del nuevo idioma y de la nueva cultura a la que se está ingresando, y que tanto el hispanohablante que se acerca al idioma alemán como el hablante del alemán que aprende español deben tener en cuenta.